

Brian James • Zombie Blond



Autorenfoto: © Sarah-Maria Vischer-Masino



DER AUTOR

Brian James ist Autor vieler beachtenswerter Bücher, darunter der bei cbj erschienenen Serie »Die Piratenschule«. Er lebt in einer kleinen Stadt im Norden von New York, die vielleicht oder vielleicht auch nicht von Zombies heimgesucht wird. Er stellt diesbezüglich gerade Nachforschungen an ... äußerst genaue.

Brian James

ZOMBIE BLOND

Aus dem Amerikanischen
von Vanessa Walder

cbt



cbt – C. Bertelsmann Taschenbuch
Der Taschenbuchverlag für Jugendliche
Verlagsgruppe Random House

Für meine Mutter



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe September 2009

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2008 der Originalausgabe Brian James

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2008
unter dem Titel

»Zombie Blondes« bei Feiwel & Friends, New York

© 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei

cbt / cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House
GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische

Agentur Thomas Schlück, 30827 Garbsen

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Übersetzung: Vanessa Walder

Lektorat: Anke Thiemann

Umschlagabbildung: Sas Christian/Rich Deas

Umschlagkonzeption: zeichenpool, münchen

st · Herstellung: ReD

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30583-6

Printed in Germany

www.cbt-jugendbuch.de

Es gibt keine Regeln dafür, wie man vor seinen Problemen am besten davonläuft. Keine Liste von Dingen, die man abhaken kann. Keine Anweisungen. Es heißt: Ene, mene, rechts oder links und ab geht's. Zumindest macht mein Papa es so, weil es offenbar auch keine Regel dafür gibt, bis zu welchem Alter man davonlaufen darf. Er wacht eines Tages auf, packt alles, was wir besitzen, ins Auto und fährt los. Er schaut zu, wie all die hübschen Farben an ihm vorüberziehen, bis er eine Stadt entdeckt, die ihm harmlos genug erscheint, um dort abzutauchen. Doch seine Probleme finden uns immer wieder. Manchmal schneller, manchmal erst nach einer Weile. Manchmal nach einem Monat, manchmal nach sechs. Es gibt auch keine Regel dafür, wann es so weit ist. Nur dass es passiert – das steht fest. Und dann ist es Zeit, erneut wegzulaufen, in eine neue Stadt, ein neues Zuhause, eine neue Schule für mich.

Aber wenn es dafür keine Regeln gibt, dann frage ich mich, warum es sich jedes Mal genau gleich anfühlt. So als würde ich in jedem Haus ein Stück von der Person zurücklassen, die ich dort gewesen bin. Als würde ich Stücke von mir über all diese Städte verstreuen. Eine Spur von Krümeln, die von jedem Ort, an dem wir waren, zum je-

weils nächsten, an den wir dann gezogen sind, führt. Aber wenn ich all diese Punkte verbinde, ergibt sich daraus kein Bild. Sie sind wahllos verstreut wie die Sterne, die nachts den Himmel übersäen.

»Es wird dir dort gefallen ... wird es bestimmt«, sagt mein Vater über den Song hinweg, den das rauschende Radio ausspuckt.

Er wendet den Blick kurz von der Straße, um mich mit diesem albernen Lächeln anzusehen, das er immer dann einsetzt, wenn er mich aufmuntern will. Leicht klopft er auf mein Knie, bis ich nicht mehr aus dem Autofenster starre, sondern ihn ansehe.

»Es hat mir dort gefallen, wo wir waren ... Und dort, wo wir davor waren, hat es mir auch gefallen«, keife ich und betrachte ihn dabei schmollend aus den Augenwinkeln. Das ist der Blick, den ich immer dann einsetze, wenn ich will, dass er mich in Ruhe lässt. Ich bin nicht in Stimmung, mich aufmuntern zu lassen. Umziehen kotzt mich an. Es kotzt mich an, ständig das neue Mädchen zu sein. Und es kotzt mich an, dass mein Vater versucht, es mir als aufregendes Abenteuer zu verkaufen, wenn uns wieder mal das Geld ausgeht, wir keine Miete mehr zahlen können und uns wie Verbrecher aus der Stadt stehlen müssen.

Ich rutsche tiefer in den Sitz und presse meine Stirn gegen die Scheibe. Die Blätter sind schon bunt, und als wir vorbeifahren, scheinen sich die orangen mit den braunen und gelben zu vermischen wie der Schweif eines Kometen in einem Zeichentrickfilm. Die Zweige tanzen im Wind und wedeln mit den Blättern durch die Luft. Sie winken zum Abschied, während die Meilensteine vorbeiziehen, und dann sind wir weg. Eine weitere Minute näher an der Mitte von Nirgendwo. Eine weitere Meile näher an Maple-

crest, der Stadt, von der mein Vater schwört, dass sie mir gefallen wird.

»Siehst du dir die Berge an? Sind sie nicht wunderschön?«, fragt er mit strahlenden Augen, während er von einem der Gipfel zum anderen blickt, die vor der Windschutzscheibe aufragen.

Ich antworte nicht, weil ich nicht mehr mit ihm rede.

Das ist meine neue Methode, nachdem er mir ganz offenbar sowieso nicht zuhört. Wenn ich einfach gar nichts sage, kapiert er vielleicht, dass ich stinksauer bin. Ich weiß selbst nicht genau, warum. Ich meine, es hat mich bisher nicht so sehr gestört. Das mit dem Umziehen. Wir machen das schon, seitdem mein Vater nicht mehr regelmäßig arbeitet. Oder – besser gesagt – seit man ihm eingeredet hat, dass er nicht mehr in der Lage sei zu arbeiten. Seit ich zehn Jahre alt war. Also jetzt schon fast sechs Jahre. Lange genug, um sich daran zu gewöhnen. Und das habe ich, es ist nur, dass es mir an diesem letzten Ort wirklich gefallen hat. Ich hatte zum ersten Mal seit langer Zeit Freunde. Und als wir dorthin kamen, hatte er mir versprochen, es sei das letzte Mal, dass ich von vorne anfangen müsse.

Bin wohl selber schuld, schätze ich, weil ich ihm geglaubt habe.

Ich kannte dieses Versprechen bereits. »Diesmal wird es anders sein, du wirst sehen.« Er hat es so oft gesagt, dass ich fast sicher bin, er glaubt selbst daran. Er sagt es jedes Mal, wenn wir in unsere neue Einfahrt einbiegen. Ich verdrehe jedes Mal die Augen und erwidere: »Ganz bestimmt«, weil ich weiß, dass sich nichts ändert. Nichts ändert sich jemals. Nicht dass er es nicht versuchen würde. Das tut er. Er nimmt einen Job an, den er hasst, weil er den

nicht machen kann, der ihm gefällt. Er kann kein Polizist mehr sein, nicht nach dem, was in der Stadt passiert ist, in der er einer gewesen ist. Er sagt, die Erinnerung daran wäre zu schmerzhaft. Darum sind wir damals davongelaufen, raus aus der Stadt und in die Mitte von Nirgendwo. Ich bringe es nicht übers Herz, ihm zu sagen, dass es nichts gebracht hat. Sechs Jahre und wir laufen immer noch weg und er nimmt immer noch Jobs an, bei denen er sich elend fühlt. Er wird wieder so einen annehmen, wenn wir erst in Maplecrest sind. Dann wird er gefeuert werden, weil er es nicht ertragen kann. Wir werden ein paar Wochen lang Nudeln und Reis essen, und dann werde ich eines Tages von der Schule nach Hause kommen, und das Auto wird vollgepackt sein mit allem, was wir besitzen, und es wird von vorne losgehen.

Das ist der Grund, warum ich mittlerweile denke, dass es vielleicht doch Regeln gibt. Zumindest eine unumstößliche Regel gibt es für das Weglaufen vor seinen Problemen: Sie besagt, dass sich alles wiederholen wird wie Jahreszeiten oder Sonnenuntergänge oder die Filialen der Restaurantketten, an denen wir vorbeifahren, während wir von einem Ort zum anderen ziehen. Es läuft immer auf dasselbe hinaus. Ich lande auf dem Beifahrersitz unseres Autos, kaue an meinen Nägeln und frage mich, ob die neue Schule besser sein wird als die letzte oder schlimmer.

»Sieht aus, als wäre das unsere Ausfahrt«, sagt mein Vater, als wir an einem Schild vorbeifahren. Das ist seine Art, mir zu sagen, ich soll das Fenster runterkurbeln und meinen Arm rausstrecken, um die Autos hinter uns wissen zu lassen, dass wir abbiegen werden, weil unser Blinker nämlich nicht funktioniert.

Der Wind fährt durch das offene Fenster und ich halte

faul meine Hand raus und signalisiere. Mein Vater erklärt, ich wäre der beste Kopilot, der ihn jemals durch die kurvenreichen Straßen Vermonts navigiert hätte. Er versucht, nett zu sein, also versuche ich umso mehr, sauer auf ihn zu sein.

»Komm schon, Hannah, sei doch nicht so«, sagt er und stupst mich in die Rippen.

»Wie soll ich denn sein? Meine Hand friert fast ein und deine Witze sind nicht komisch«, sage ich, während das Auto langsamer wird und er das Lenkrad dreht. Ich ziehe meine Hand zurück und kurble das Fenster hoch, und sofort fehlt mir das Geräusch des Windes, der durch das Fenster fährt, weil die Rückkehr der Stille bedeutet, dass er wieder etwas sagen wird und ich doch bisher mein Möglichstes getan habe, um nicht mit ihm zu reden.

»Mach kein Drama daraus«, sagt er in dem Ton, den er benutzt, um mich wissen zu lassen, dass ich mich unfair verhalte.

»Es ist ein Drama, seine Tochter alle paar Monate mitten ins Nirgendwo zu verschleppen«, korrigiere ich ihn, wobei ich ihm das oberflächliche Lächeln schenke, das er hasst, um ihn auf diese Art wissen zu lassen, dass ich noch nicht mal damit angefangen habe, mich unfair zu verhalten.

Aber ich schätze, nicht mal ich kann ihm die Laune verderben. Er verteidigt sich nicht und geht auch sonst nicht darauf ein. Im Gegenteil, er lacht sogar darüber! Das macht mich derart wahnsinnig, dass ich schreien möchte, aber er scheint so glücklich zu sein, dass es mir alle Energie raubt. Es ist völlig unmöglich, ihn anzubrüllen, wenn er dieses doofe Grinsen im Gesicht hat und mir auf die Schulter klopft. Ich habe es bisher noch kein einziges Mal geschafft, länger als ein paar Stunden sauer auf ihn zu

sein, und ich bin jetzt schon drauf und dran einzulenken. Gott, manchmal hasse ich ihn dafür, dass es so schwer ist, ihn zu hassen!

Ich wende mich wieder dem Fenster zu.

Es ist einfacher, mich todtraurig zu fühlen, wenn ich ihn nicht ansehe.

Ich schaue zu, wie unsere neue Heimatstadt vorbeizieht.

»Maplecrest«, lese ich auf dem Ortseingangsschild, als wir in die Straße biegen, die diese Stadt in zwei Hälften teilt. Sogar der Name klingt langweilig. Und als wir hindurchfahren, merke ich, dass es genau so aussieht, wie ich es mir vorgestellt habe – eine ganze Menge Nichts. Eine Apotheke. Ein Café. Eine Bank und meine Schule – und das war's dann auch. Es müsste schon an ein Wunder grenzen, wenn hier jemals irgendwas Aufregendes passieren würde.

»Ist es nicht großartig?«, sagt mein Vater, als er all das in sich aufnimmt. Dies ist genau die Art von Stadt, die er liebt – wie in einer Zeitschleife gefangen. Hier hat sich nichts verändert, seit der Zeit, als er ein Kind war. Oder noch davor. Sieht genau aus wie eine Stadt aus einem Kinofilm, der zu langweilig ist, um ihn auch nur so lange zu ertragen, bis man weiß, worum es eigentlich geht.

Offensichtlich bin ich nicht die Einzige, die das so sieht, denn überall stehen Schilder mit der Aufschrift ZU VERKAUFEN. Mindestens auf jedem dritten oder vierten Vorgartenrasen. Kein Wunder, dass wir es uns leisten können, hier zu leben. Nicht mal wir sind so arm, dass man uns aus einer Geisterstadt vertreiben würde.

»Klar, Papa, du hast recht. Ich liebe es jetzt schon«, sage ich sarkastisch. Das einzig Gute an diesem Ort ist, dass

ich sicher bin, wir werden auch hier nicht lange bleiben. Wenn so viele Menschen wegziehen, bedeutet das, es gibt keine Arbeitsplätze. Leer stehende Häuser stehen für fehlende Arbeit. Das ist die eine Lektion über Wirtschaft, die ich dadurch gelernt habe, dass ich mein ganzes Leben herumgeschubst worden bin. Wir werden lange vor Thanksgiving hier weg sein, davon bin ich überzeugt. Mach's gut, Maplecrest, ich hab dich kaum gekannt!

Mein Vater bittet mich, nach Straßenschildern Ausschau zu halten. Er sagt, wir suchen nach dem Walnut Cove. Ich entdecke ihn sofort. »Da drüben«, sage ich, froh, dass er auf der linken Seite liegt, weil ich dadurch der Peinlichkeit entgehe, den Blinker spielen zu müssen.

Unser Haus ist das fünfte. Es hat nichts Besonderes an sich. Es ist klein und hat eine braune Fassade. Im Vorgarten stehen einige Bäume, und der Rasen wuchert wild, durchsetzt mit Unkraut. Sieht aus, als wäre er seit Monaten nicht gemäht worden. Ein weiteres Haus in der langen Reihe von Häusern, in denen wir schon gewohnt haben. Die Fenster sind so ausdruckslos wie die Augen von Fremden und werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach genauso anfühlen, wenn wir eines Tages aus dieser Einfahrt wieder rausfahren.

Das Tanklämpchen im Auto blinkt auf, als wir in die Einfahrt einbiegen. Mein Vater blickt auf das Armaturenbrett und lächelt. »Das ist ein Zeichen«, sagt er. »Wir sind zu Hause.«

»Das ist ein Zeichen, dass wir pleite sind«, sage ich, fasse nach dem Türgriff und stoße die Tür auf. Ich schaue mich flüchtig um. Ein leeres Haus auf der anderen Straßenseite. Noch eines zwei Häuser weiter. Die Berge im Hintergrund wie eine Wand, die uns in dieser mickrigen

kleinen Stadt einzäunt. Ich atme tief ein und mache mich bereit, noch einmal von vorne anzufangen.

Als ich auf den Rücksitz lange, um meine Tasche herauszuholen, kommt mein Vater um den Wagen herum und legt seine Arme um mich. »So schlimm wird's schon nicht werden«, sagt er. Und obwohl ich mir gerne einreden möchte, dass er selbstsüchtig ist, weiß ich, dass er es nicht ist. Ich kann es in seiner Stimme hören. Ich höre es immer. Ich weiß, wie leid es ihm tut, dass ich das alles wieder und wieder durchmachen muss, und darum gebe ich mir größte Mühe, es nicht an ihm auszulassen.

»Ich weiß«, sage ich, drehe mich um und schenke ihm ein halbherziges Lächeln. Ich fühle, wie sich die Worte in seinem Kopf formen, und lege die Hand über seinen Mund, um ihn daran zu hindern, sie auszusprechen. »Nur mach mir diesmal bitte keine Versprechungen, okay?«, sage ich. Er nickt und lässt mich los. Ich weiß, dass ich seine Gefühle verletzt habe, aber ich könnte es einfach nicht ertragen, es noch einmal zu hören.

Ich schnappe mir die Tasche, in der sich fast alles befindet, was ich besitze. Die rosafarbene mit den Blumenaufnähern drauf, die ich über den Boden schleifen lasse, als ich sie zur Eingangstür schleppe. Mein Vater kommt mit dem Schlüssel in der Hand hinter mir her. »Sind wir noch ein Team?«, fragt er.

»Sicher, Papa. Wir sind noch immer ein Team«, sage ich und gebe mein Bestes, nicht allzu unglücklich dreinzuschauen.

EINS

Normalerweise kann ich sagen, wer die Beliebten und Angesagten sind, kaum dass ich einen Fuß in eine neue Schule gesetzt habe. Bei den Mädchen zumindest. Sie tragen ihre Beliebtheit wie eine Uniform, so dass jeder sie sehen kann. Von ihren Haarschnitten bis zu ihren teuren Schuhen. Alles an ihnen entspringt den Hochglanzseiten der neuesten Modemagazine. Alles an ihnen ist perfekt. Äußerlich jedenfalls.

Bei den Jungs ist es etwas kniffliger.

Ihr Aussehen spielt nur eine kleine Rolle, wenn es darum geht, ihren Rang im sozialen Gefüge festzulegen. Worin sie gut sind, ist mindestens genauso wichtig. Kommt natürlich auch darauf an, um welche Art von Schule es sich handelt. Es gibt genauso viele unterschiedliche Arten von Highschools, wie es in jeder davon Cliques gibt. Es gibt die künstlerisch angehauchten Schulen, wo die düren mysteriösen Jungs die meiste Aufmerksamkeit abbekommen. Dann gibt es die Schulen, in denen alles auf die Vorbereitung fürs College hinausläuft und wo der Notendurchschnitt Hand in Hand mit dem niedlichen Aussehen eines Jungen gehen muss, um ihm bei den Mädchen eine gute Position zu verschaffen. An Schulen, in denen Schläger oder Drogen den Ton angeben, ist es für einen Jungen

wichtig, möglichst kaputt oder gefährlich auszusehen. Dann gibt es natürlich noch die Durchschnittsschulen wie in Maplecrest, wo es einzig und allein darauf ankommt, dass der betreffende Junge sportlich ist. Hier kann ein Junge auch dann beliebt sein, wenn er ein Pickelgesicht hat und ein Schwachkopf ist, darum könnte es hier eine Weile dauern, die entsprechenden Jungs auszumachen.

Aber bei den Mädchen ist es nicht wichtig, um welche Schulart es sich handelt. Immer regieren die Dünnstes, Hübschesten mit den knappsten Klamotten, die gerade noch den Kleidervorschriften entsprechen, die Schulkorridore. Einfach deshalb, weil sich der Geschmack von Jungs kaum unterscheidet, ob sie nun auf Sport stehen oder auf Malerei. Darum sind es immer die Mädchen, die hübsch genug sind, auf Postern zu posieren, die es schaffen, unter die *Perfect People* zu kommen. Die gesellschaftliche Elite. Die Clique, die in der Schule das Sagen hat. Diejenigen, die mit allem durchkommen, wenn sie nur mit den Wimpern klimpern und so tun, als wüssten sie es einfach nicht besser. Sie sind es, die entscheiden, mit welchen der anderen Mädchen man reden darf und welche man so lange malträtiert, bis sie Essstörungen bekommen.

Unterschiedliche Schultypen, aber immer dasselbe Spiel.

Das sind die Mädchen, die ich beeindrucken muss, wenn ich beliebt sein will, oder die ich zumindest nicht verärgern darf, wenn ich einfach nur nicht auffallen will. Das hat höchste Priorität, wenn ich vermeiden will, unabsichtlich einen Fehler zu begehen, der mich für immer auf die schwarze Liste bringt. Einen falschen Blick von mir, mehr braucht es nicht. So ist es an jeder einzelnen Schule gewesen, die ich in den letzten paar Jahren besucht habe. Darum bin ich ziemlich gut darin geworden herauszu-

finden, wer diese Mädchen sind. Mein gesellschaftliches Überleben hängt davon ab.

Das dürfte in Maplecrest einfacher sein als in jeder anderen Schule bisher.

Ich weiß, wer das beliebteste Mädchen ist, sobald ich sie sehe.

Einen Blick, mehr braucht es nicht. Ihre langen blonden Locken sehen aus wie ein Heiligenschein, wenn die Strahlen des Sonnenlichtes richtig darauffallen. Funkelnde blaue Augen mit zarten rosigen Augenlidern, die zum erdbeerfarbenen Schmollmündchen passen, zu dem sie ihre Lippen formt. Die schlanke Linie ihrer Schulterpartie und die zerbrechliche Form ihrer Knie, die unter dem Saum ihres kurzen Röckchens hervorblitzen. Wie ein zartes Vögelchen gleitet sie jetzt durch die Schulkantine. Jedes einzelne Augenpaar folgt ihr, als sie zu dem Tisch schwebt, an dem sich die anderen hübschen Mädchen drängen, die, sobald sie unter ihnen ist, aussehen wie minderwertige Klone der Schönen.

Ich brauche weder ihren Namen zu kennen noch sonst irgendwas über sie zu erfahren, um zu wissen, dass sie das It-Girl dieser Schule ist. Es steht jeder ihrer Freundinnen ins Gesicht geschrieben, während sie darauf wartet, dass die Schöne sich ihr zuwendet und sie begrüßt. Ausnahmslos versucht jede Einzelne von ihnen, genauso auszugehen. Ausnahmslos ist jede von ihnen hübsch. Wie sie haben alle gebleichtes Haar und blasse Haut, aber ihre Augen funkeln ein kleines bisschen weniger, machen sie ein kleines bisschen weniger perfekt.

Und obwohl ich mir geschworen habe, dass ich es diesmal nicht dazu kommen lassen würde, merke ich, wie ich anfangs, mich mit ihnen zu vergleichen, mit den *Perfect*

People. Ich kann nicht anders. Ich muss wissen, wo ich stehe. Schäßige Kleinstadt hin oder her, es ist mir nicht egal, was die Leute von mir halten. Eine schlechte Angewohnheit, ja. Mein Vater nennt es die Teenager-Mädchen-Krankheit und behauptet, es gebe ein Heilmittel dafür. Ich sage ihm dann, dass ich das durchaus weiß, aber dass ich keine Lust habe, als verrückte Dame mit zu vielen Katzen zu enden, wenn ich älter bin.

Ich zwirble mein Haar zwischen den Fingern und starre auf die gespaltenen Spitzen. Mein Haar hat nicht diesen Glanz und ist auch nicht ganz so blond. Es hat mehr was von schmutzigem Stroh als von einem Heiligenschein. Und meine Augen sind auch eher sumpfig und sehen kein bisschen aus wie die himmelblauen Augen der Mädchen am Tisch der Beliebten. Die sind alle so blond und so schön wie kleine Porzellanfiguren, die zu kostbar sind, als dass Kinder damit spielen dürften.

Ich schiebe mein Tablett weg. Ich bin nicht mehr hungrig.

Nicht dass ich hässlich wäre oder so. Ich weiß, dass ich ziemlich hübsch bin. Und ich will auch nicht das hübscheste Mädchen der Schule sein oder so was. Es ist bloß so, dass ich noch nicht mal nahe dran bin. Nicht nur nicht an ihrer Anführerin, sondern nicht mal an ihrer Gefolgschaft. Ich hatte erwartet, in so einer kleinen, von der Zeit vergessenen Stadt wie dieser hätte ich wenigstens eine Chance. Eigentlich ist es mir gar nicht so wichtig, aber es ist nun mal einfacher, die Neue an der Schule zu sein, wenn du eines der hübschesten Mädchen bist. Ich hatte gehofft, dass ich dieses Mal vielleicht Glück haben würde. Aber der Traum hat sich sofort in Luft aufgelöst, als ich sie sah.

»Ihr Name ist Maggie Turner«, sagt jemand in mein Ohr, als könnte er meine Gedanken lesen. Es erschreckt mich nicht genug, um aufzuschreien, aber durchaus genug, um zu quieken wie eine kleine Maus.

Ich drehe den Kopf und sehe einen dünnen Jungen mit zotteligem Haar, der ziemlich schäbige Klamotten anhat. Ich erkenne ihn von einem meiner Kurse wieder. Ich brauche eine Sekunde, ihn einzuordnen. Geometrie, dritte Schulstunde. Er saß ein paar Reihen weiter und hat mich die ganze Zeit über so intensiv angesehen, dass ich irgendwann aufgehört habe, mich zu vergewissern, ob er noch immer zu mir rüberschaut. Er sieht gar nicht so übel aus, aber mein Typ ist er auch nicht gerade. Lang und schlaksig und ein kleines bisschen unheimlich. Aber noch bevor ich mich entschieden habe, ob ich ihn zum Teufel schicken soll, schnappt er sich einen leeren Stuhl und zieht ihn an meinen Tisch, um sich neben mich zu setzen.

»Maggie Turner«, sagt er noch mal. »Du hast dich doch gerade gefragt, wie sie heißt, oder?«

Ich bin nicht sicher, was ich darauf erwidern soll. Ich war nicht auf Gesellschaft vorbereitet. Am ersten Tag in einer neuen Schule wird man eigentlich immer gemieden, ganz besonders während der Mittagspause. Das ist eines der Symptome der Neue-Schülerin-Krankheit. Jeder will über dich reden, aber keiner will mit dir reden, zumindest anfangs nicht. Dieser Überraschungsbesuch hat mich kalt erwischt. Ganz abgesehen davon, dass der Typ offenbar weiß, was ich denke.

»Ich wollte nur ...«, fange ich lahm an.

»Du warst gerade dabei, Maggie Turner anzustarren, wie alle anderen hier auch«, sagt er, und ich fühle, dass ich knallrot anlaufe.

Es macht mir nicht etwa was aus, dass er mich erwischt hat, und es ist mir auch nicht peinlich, von den beliebten Mädchen fasziniert zu sein. Ich bin mir nur nicht sicher, ob ich diese Tatsache mit irgendeinem komischen dürrer Kerl teilen will, der in der Mittagspause rumläuft und nach Mädchen Ausschau hält, die er nicht kennt, um sich dann zu ihnen zu setzen. Aber was auch immer die Ursache ist, meine Wangen färben sich rot, und ihm fällt es auf.

»Schon gut«, sagt er. »Sie zieht Aufmerksamkeit an wie ein Magnet. Jeder starrt sie an. Und zwar gerne.« Er verschränkt die Hände hinter dem Kopf und lehnt sich zurück. Kippt den Stuhl, bis der an die Wand hinter uns stößt, und macht es sich bequem, als wären wir Kumpels, die sich nach Jahren wiedersehen.

»Sag mal, was willst du eigentlich?«, frage ich in rotzigem Ton, weil ich im Augenblick nichts anderes will, als dass er wieder abhaut. Er sorgt irgendwie dafür, dass ich mich unbehaglich fühle. Ich rutsche mit meinem Stuhl sogar ein paar Zentimeter von ihm weg. Zu blöd, dass er den Hinweis nicht kapiert. Er ist entweder nicht ganz dicht, oder er fängt gerade an, sich ganz furchtbar in mich zu verknallen. Bei meinem Glück würde mich das nicht mal überraschen. Ich bin selten ein Magnet für Aufmerksamkeit, aber ziemlich oft ein Magnet für Spinner.

Er legt seine Hände wieder auf den Tisch und lässt den Stuhl nach vorne kippen, bis er auf allen vier Beinen steht. Dann lehnt er sich nach vorne und beugt sich zu mir, als wollte er mir ein Geheimnis verraten, oder so.

»Heute ist dein erster Tag, richtig?«, fragt er.

Ich weiß zwar nicht, was das mit irgendwas zu tun hat, aber ich nicke trotzdem.

»Nun, ich versuche nur, dir zu helfen, das ist alles«, sagt er.

»Helfen, ja?«, frage ich. Ich weiß ganz und gar nicht, wie er mir helfen will. Das Einzige, was er tut, ist, die normalen Leute davon abzuhalten, mit mir zu reden.

»Ich kann sehen, dass du dich mit ihr anfreunden möchtest«, sagt er.

Ich will ihm eigentlich sagen, dass ich sie überhaupt nicht kenne und dass er mich überhaupt nicht kennt und dass er deshalb nicht solche Annahmen treffen sollte. Aber ganz tief drin weiß ich, dass er recht hat, also lasse ich es bleiben. Abgesehen davon weiß er auf die gleiche Art, dass er recht hat, wie ich von Anfang an wusste, dass Maggie das It-Girl ist. Er kann Leute wie mich auf den ersten Blick ausmachen, so wie ich die Beliebten auf den ersten Blick erkenne.

»Und was wäre, wenn?«, frage ich ihn. »Ist das ein Verbrechen oder so?«

»Nein«, sagt er. »Ich hab nur gedacht, ich sollte versuchen, dich aus Maggie Turners Klauen zu retten, bevor es zu spät ist.«

Ich muss ein bisschen grinsen, weil ich diesen Trick bereits von früher kenne. Man macht sich an das neue Mädchen heran, indem man ihm mit Geschichten von der bösen Clique Angst einjagt. Außenseiter wie er versuchen es immer mit dieser Nummer. Aber mehr ist es auch nicht. Ein Trick. Ein Versuch, mich auf seine Seite zu ziehen und mich für den Rest der Schule zu vergiften.

Aber trotzdem ist er irgendwie süß, und er ist der einzige Mensch, der an diesem Tag überhaupt den Versuch gemacht hat, mit mir zu reden. Ich beschließe also, darauf einzugehen.

»Ach, und warum das?«, frage ich.

»Weil Maggie nicht so ist wie wir anderen«, sagt er flüsternd. Er geht voll in der Rolle auf und schaut sich um, als wollte er sichergehen, dass ihn keiner hören kann. »Sie ist nicht so wie echte Menschen, sie ist besser. Sie ist an Weihnachten geboren worden. Ihre Lieblingsfarbe ist rosa. Babyrosa, nicht Pornopink. Und es spielt keine Rolle, wie kalt es draußen ist, sie trägt immer kurze Röcke und knappe Tops, und keiner hat sie jemals zittern sehen. Sie isst nie etwas anderes als Karotten, zumindest nicht in der Öffentlichkeit. Und obwohl nicht bewiesen ist, dass sie Superkräfte hat, laufen ihre Freundinnen ihr hinterher, als wären sie in einer komischen Sekte. Plus, sie ist zufällig auch der Kapitän der Cheerleader und abgesehen davon ein furchtbar böses Miststück.«

Ich verschränke meine Arme auf der Tischplatte und lege meinen Kopf darauf. Ich reiße meine Augen weit auf und sehe ihn gebannt an wie ein kleines Kind, dem man eine Gutenachtgeschichte erzählt. »Du scheinst eine ganze Menge über sie zu wissen, dafür dass du sie nicht leiden kannst«, sage ich mit einem kleinen Lächeln, aber ich denke, der Sarkasmus entgeht ihm.

»Jeder tut das, dafür sorgt sie schon«, sagt er. Er flüstert nicht länger und scherzt auch nicht mehr wie eben noch. Er wirkt sogar ein bisschen sauer, als er mit den Knöcheln gegen die Tischkante klopft.

»Lass mich raten«, sage ich, weil jetzt ich an der Reihe bin, Spielchen mit ihm zu spielen. »Jeder Junge an der Schule ist scharf auf sie, einschließlich dir.«

»Ich nicht«, sagt er, ohne zu zögern. Sagt es, als wäre es eine Tatsache, ohne die Augen von ihr zu nehmen. Sagt es auf eine Art, bei der ich weiß, dass es nicht bloß ein Ab-

streiten ist. Sagt es so, dass ich weiß, er kann sie nicht bloß nicht ausstehen, er verachtet sie sogar.

»Aber früher warst du's mal«, sage ich, weil das auch etwas ist, was ich weiß. »Und sie hat dich nicht gewollt, darum hasst du sie jetzt.« Niemand sieht jemanden wie Maggie Turner mit diesem Blick an, mit dem er sie ansieht, ohne dass Eifersucht im Spiel ist oder verletzte Eitelkeit. Ich glaube nicht, dass er der Typ ist, der auf die Beliebtheit anderer eifersüchtig ist, aber er sieht mit Sicherheit aus wie einer dieser emotionalen Typen, deren Gefühle leicht verletzt werden können.

Es könnte sein, dass auch ich sie eben leicht verletzt habe, weil er seinen Stuhl vom Tisch zurückschiebt und aufsteht. Er will gerade weggehen, bleibt dann aber doch stehen. Wendet sich mir zu und macht den Mund auf, um irgendwas zu stammeln, als wüsste er nicht, ob er es wirklich sagen soll. Schließlich entscheidet er sich, es doch zu sagen, allerdings ohne den Blick zu heben. »Es ist nur so ... du bist irgendwie hübsch ... und sie könnte vielleicht versuchen, aus dir eine von denen zu machen ... einen ihrer Klone. Ich will einfach nicht zusehen müssen, wie dir das passiert, das ist alles.«

Ich beiße mir auf die Unterlippe.

»Soll das so was wie ein Kompliment sein?«, frage ich.

»Nöö«, sagt er. »Bloß eine Warnung.«

Ich starre ihn schweigend an und er starrt zurück. Starrt mir zum ersten Mal, seit er hergekommen ist, in die Augen. Da ist eine Leere in seinem Blick, die für mich keinen Sinn ergibt. Er ist entweder völlig unterbelichtet, was gesellschaftliche Umgangsformen anbelangt, oder er ist total helle. Was es auch ist, er ist bei Weitem das Interessanteste, womit diese Stadt bisher aufwarten konnte.

Er tritt ein paar Schritte zurück, bevor er wieder stehen bleibt. Macht eine Handbewegung, als hätte er was vergessen, und kommt zurück. »Übrigens, mein Name ist Lukas«, sagt er.

»Weißt du, damit solltest du eigentlich anfangen, bevor du fremden Mädchen auf die Nerven gehst«, sage ich.

»Ach ja? Nun, das ist Maplecrest«, sagt er.

»Was hat das denn damit zu tun?«, frage ich.

»Das wirst du schon merken«, sagt er. »In Maplecrest macht man einiges ganz anders als anderswo.«

Er will sich gerade wieder umdrehen, aber diesmal bin ich es, die ihn zurückhält. »Willst du nicht wissen, wie ich heiße?«, frage ich ihn.

»Hannah«, sagt er. Dann lächelt er zum ersten Mal. Und ich bin ein bisschen überrascht, weil er tatsächlich ein ziemlich süßes Lächeln hat. »Ich habe in der Stunde aufgepasst, als der Lehrer deinen Namen aufgerufen hat«, erklärt er.

»Ach. Richtig«, sage ich und erinnere mich zum zweiten Mal an diese dritte Unterrichtsstunde. »Nun, danke für die Warnung.« Ich betone es so, dass er kapiert, ich meine es nicht ganz ernst.

»Tu dir selbst einen Gefallen und halt dich von denen fern«, sagt er und betont es so, dass ich kapiere – er meint es todernt. Dann verschwindet er in der Masse aus Gesichtern. Ich bleibe allein zurück, um den Millionen Fetzen der Gespräche zu lauschen, die um mich herum stattfinden, bis die Schulglocke läutet.

Das Geflüster geht genau in dem Moment los, als ich mich hinsetze. Wispernde, leise Stimmen direkt hinter mir. So leise, dass man meinen könnte, sie versuchten, gar kein

Geräusch zu machen, aber natürlich wollen sie doch, dass ich sie höre. Das Geräusch von Silben, die klingen wie ein gleichmäßiges Zischen. Ein bisschen wie Wörter, die mit gespaltenen Zungen gelispelt werden. Eine geheime Sprache, die man murmelnd hinter vorgehaltenen Händen benutzt.

Ich brauche nicht zu wissen, was sie sagen, um zu wissen, dass es um mich geht.

Ich beiße mir auf die Lippe und halte meine Augen sicherheitshalber auf mein Notizbuch gerichtet, weil ich weiß, dass dies ein Test ist. Ich habe gesehen, wie sie mich beobachtet haben, als ich reingekommen bin. Haar so blond, dass es weiß aussehen würde, wenn nicht ihr Hautton noch eine Spur schneeweißer wäre. Ihre blauen Augen beinah elektrisch glühend. Wie sie mich studieren. Meinen Gang. Meine Klamotten. Sie versuchen, alles über mich herauszufinden, um einordnen zu können, wohin ich gehöre.

Das Beste, was ich jetzt machen kann, ist, sie zu ignorieren. Trotz dem, was Lukas, der Pausenjunge, über mich denkt, bin ich mir durchaus bewusst, dass Beliebtheit Menschen verdammt fies werden lassen kann. Ich hab das oft genug durchgemacht, um als Expertin auf dem Gebiet zu gelten. Ich weiß, dass ein falscher Blick von mir in ihre Richtung mich für die gesamte Dauer meines Aufenthalts in diesem Nest zum Ziel des Gespöchts machen kann.

Als das Geflüster schließlich verebbt, höre ich, wie sie anfangen, auf ihren Sitzen rumzurutschen. Ich höre ihre Schritte, als ihre Füße sich über den Boden bewegen und auf mich zukommen. Dann hängt der Duft von Vanilleparfüm über meiner Schulter, und ich mache mich bereit, mein Schicksal zu erfahren.



Brian James

Zombie Blond

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30583-6

cbj

Erscheinungstermin: April 2009

Sie sind schön. Sie sind beliebt. Und sie sind gefährlich ...

Sie sind blond, schön – und hochgefährlich: die Mädchenclique an Hannahs neuer Schule, zu der sie unbedingt gehören möchte. Die Warnung ihres Mitschülers Lucas, die Mädchen seien Zombies, schlägt Hannah in den Wind. Das aber bereut sie bitter, als ihre Haare im Cliquen-Einheitslook blond gefärbt werden sollen - und sie die Blutkonserven entdeckt, die überall im Raum herumstehen ...

Cool, kultig, gruselig.



[Der Titel im Katalog](#)